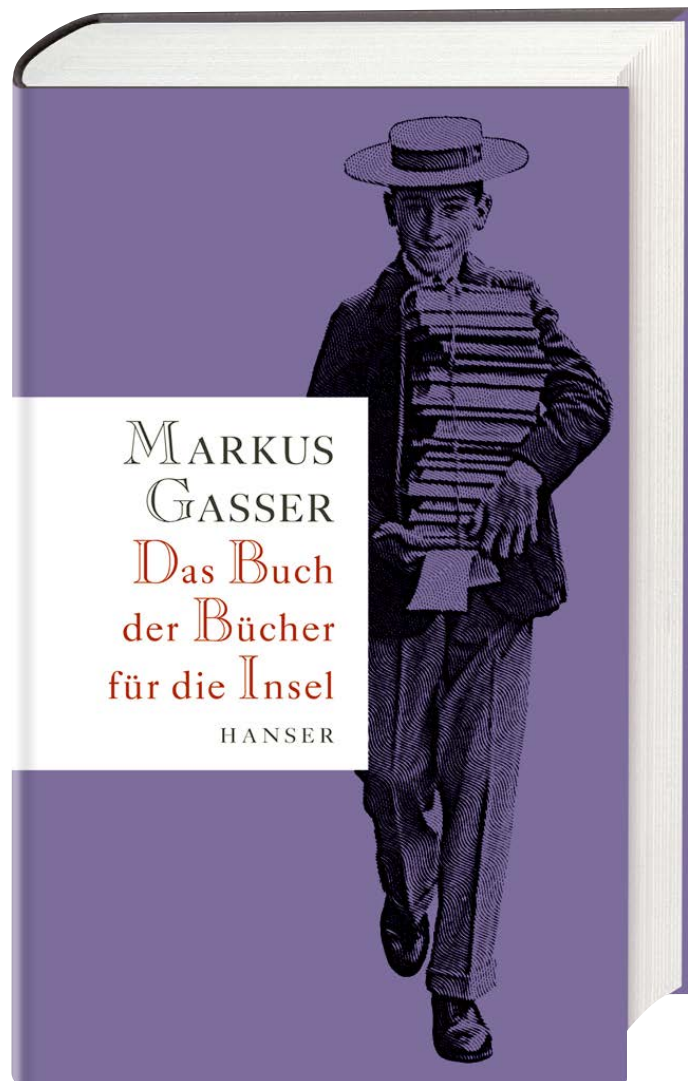


Leseprobe aus:

Markus Gasser
Das Buch der Bücher für die Insel



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2014

HANSER





Markus Gasser

DAS BUCH
DER BÜCHER
FÜR DIE
INSEL

Carl Hanser Verlag

Textnachweise zu Beginn
der Großkapitel

I 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24495-5

Alle Rechte vorbehalten

© Carl Hanser Verlag München 2014

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

© Imagno/Getty Images

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Druckerei Kösel, Krugzell

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C013736

INHALT

KAPITEL 1	Der Arbeiter des Meeres. <i>Victor Hugo</i>	11
KAPITEL 2	Worin man kurz erfährt, warum es sich zu lesen lohnt	16

DIE NEUSCHÖPFUNG DES UNIVERSUMS

KAPITEL 3	Bis ich dich getötet habe. <i>Herman Melville</i>	23
KAPITEL 4	Von der Kühnheit	29
KAPITEL 5	Die Kathedrale der Welt. <i>Marcel Proust</i> . . .	34
KAPITEL 6	Wo nur der Leser überlebt. <i>Gabriel García Márquez</i>	41
KAPITEL 7	Wir wurden auf Erden erwartet. <i>Thomas Mann</i>	48
KAPITEL 8	Wieso Bücher zu meiden sind. <i>Jorge Luis Borges</i>	56
KAPITEL 9	Wo sie auf der Lauer liegt. <i>J. R. R. Tolkien</i>	64
KAPITEL 10	Das man unbeschadet überblättern kann. <i>Vladimir Nabokov</i>	73
KAPITEL 11	Worin reichlich Blut und Hirn den weiten Boden eines prächtigen Saals besudeln. <i>Homer</i>	75

HELDEN

KAPITEL 12	Morgen werden die Neugierigen belohnt	87
KAPITEL 13	Bereue nichts oder Wie man glücklich wird. <i>Stendhal</i>	90
KAPITEL 14	Mission Dolores. <i>Vladimir Nabokov</i>	97
KAPITEL 15	Als der Literatur die großen Helden abhanden kamen. <i>Virginia Woolf und Franz Kafka</i>	106
KAPITEL 16	Die Königin von Angria. <i>Charlotte Brontë</i>	116
KAPITEL 17	Was im vorigen verschwiegen worden ist. <i>Emily Brontë</i>	124
KAPITEL 18	Von einem, der den Regen in Brand setzen konnte. <i>William Faulkner</i>	127
KAPITEL 19	Und als wir die Vollkommenheit erreicht hatten, brachten wir uns um. <i>F. Scott Fitzgerald und Ernest Hemingway</i>	133
KAPITEL 20	Vom Alkohol	143
KAPITEL 21	Mein ist die Rache, ich will vergelten. <i>Alexandre Dumas</i>	147
KAPITEL 22	Das darf doch nicht wahr sein. <i>Yann Martel</i>	155
KAPITEL 23	Worin plötzlich alles auf dem Spiel steht. <i>Graham Greene</i>	162

WIE LEBEN DIE ANDEREN?

KAPITEL 24	Wie schön es ist und wie leicht es zerbricht. <i>Philip Roth</i>	173
KAPITEL 25	In Aidas Palast. <i>Nagib Machfus</i>	181
KAPITEL 26	Wenn ich mit euch fertig bin. <i>Jane Austen</i>	187
KAPITEL 27	Nie habe ich eine andere geliebt als dich. <i>Jane Austen (erneut)</i>	194

KAPITEL 28	Die Heimat des Sommers. <i>Joseph Roth</i>	196
KAPITEL 29	Porträt eines Künstlers als junge Frau. <i>Gustave Flaubert</i>	204
KAPITEL 30	Sie will, daß du endlich Verantwortung für deine seelische Gesundheit übernimmst. <i>Jonathan Franzen</i>	211
KAPITEL 31	In welchem ein übermütiges Gespenst durch die schlaflosen Straßen Londons streift. <i>Charles Dickens</i>	218
KAPITEL 32	Vom richtigen Leben. <i>Leo Tolstoi und Anton Tschechow</i>	226
KAPITEL 33	Soll ich ihr wirklich alles beichten? <i>Leo Tolstoi (noch einmal)</i>	232
KAPITEL 34	Morden ist menschlich. <i>Javier Marías</i> ...	235
KAPITEL 35	Rücke deinen Stuhl an den Abgrund des Vergessens, und ich erzähle dir eine Geschichte. <i>Alice Munro</i>	240
KAPITEL 36	Stets taucht plötzlich jemand auf, an den man nicht im Traum gedacht hätte. <i>James Joyce</i> ...	245

DIE ABENTEUER DES LESENS

KAPITEL 37	Jede Küste hofft einen Schiffbruch herbei. <i>Robert Louis Stevenson (zum ersten)</i>	257
KAPITEL 38	Sauft, denn der Teufel sagt Amen dazu. <i>Robert Louis Stevenson (zum zweiten)</i>	261
KAPITEL 39	Damit ich dich besser fressen kann. <i>Roald Dahl</i>	269
KAPITEL 40	Als spräche die ganze Schöpfung nur von ihr. <i>Umberto Eco</i>	277
KAPITEL 41	Von Zeit zu Zeit speist man beim Alten gern. <i>Günter Grass</i>	285

KAPITEL 42	Von der Sinnenfreude	293
KAPITEL 43	Wozu Köchinnen sonst noch gut sind. <i>Honoré de Balzac</i>	301

DIE ARCHIVE DER FINSTERNIS

KAPITEL 44	Sei still. <i>Mo Yan</i>	307
KAPITEL 45	In wenigen Sekunden fährt mir eine sichelförmige Klinge ins Herz. <i>Edgar Allan Poe</i>	317
KAPITEL 46	Nimm dein Grab und geh. <i>David Mitchell (erster Teil)</i>	321
KAPITEL 47	Was uns unvergeßlich bleibt. <i>David Mitchell (zweiter Teil)</i>	329
KAPITEL 48	Das mache ich bestimmt nicht noch einmal. <i>Mark Twain</i>	332
KAPITEL 49	Nur raus hier. <i>Salman Rushdie</i>	340
KAPITEL 50	Wohin du dich immer flüchten kannst. <i>Victor Hugo</i>	344
	Die Bibliothek der einsamen Insel. <i>Für jeden Leser das richtige Buch</i>	352
QUELLEN	357

Fang du an.«
»Nein, zuerst du.«

Kaum wendet sich ein Gespräch unter Literaturenthusiasten kurz vor der Sperrstunde der Frage zu, welche Bücher man auf eine einsame Insel mitnehmen würde, herrscht gebannte Stille am Tisch; man gibt sich feurigem Grübeln hin. Dann wirft einer seine Liste der persönlichen Lieblingsgrößen in die Runde, und schon fällt ein anderer ihm ins Wort: Weshalb dieser Roman fehle, während es jene Erzählung auf Platz drei geschafft habe. Und eine endlose Debatte bricht los, als könnte die perfekte Liste die Weltgeschichte verändern. Die Kellner werden nervös.

Warum bewahrt die Frage nach einer Bibliothek für die einsame Insel ihren unwiderstehlichen Reiz? Weil sie nur als Vorwand dient. Immer ist ein Teil von uns in den Büchern, die wir gelesen haben, unbemerkt zurückgeblieben – und kehrt plötzlich wieder, wenn wir solche Listen erstellen, abwägen und auswählen und zur Begründung unserer Wahl begeistert von ihnen erzählen.

Auf die Begeisterung kommt es diesem Buch zuallererst an. Es nimmt die Frage nach der Bibliothek für die einsame Insel spielerisch ernst und begibt sich mit seinen Lesern

auf eine Weltreise durch die Kontinente der Literatur. In fünfzig Kapiteln macht es Romane und Erzählungen und deren Autoren lebendig und beschwört die Atmosphäre ihrer Zeit herauf. Vollständigkeit verspricht es nicht: Manche Autoren stehen für andere ein. Neueres und Populäres findet sich gleichberechtigt neben dem Klassischen, Kanonischen, solange es nur unsere Lektüreleidenschaft weckt.

So enthält dieses Buch viele Bücher auf einmal. Es läßt sich lesen auf die übliche Weise, von vorne nach hinten, aber auch querfeldein. Kein Kapitel setzt die Kenntnis der anderen voraus. Dennoch hat das Buch gleich einer Bibliothek seine Ordnung. Die Themen, denen es folgt, sind zugleich eins mit den Gründen, warum wir lesen und warum Bücher unverzichtbar sind: weil sie unser Universum neu erschaffen; weil wir in ihnen die Unbeugsamkeit wie die Schwächen großer und kleiner Heldinnen und Helden bewundern; weil wir uns im Leben der anderen gespiegelt sehen; weil wir uns schwelgerisch unbefangen in Abenteuern und fremden Welten verlieren; und weil Bücher die Träume und Alpträume unserer Geschichte wie Archive erzählend bewahren.

Zuletzt ist es die größte Hoffnung des Buches, seine Leser fänden in ihm selbst eine Insel, einen Ort der Zuflucht und ein wenig Glück.

KAPITEL I

DER ARBEITER
DES MEERES

Victor Hugo

Es gab keinen anderen Ausweg für ihn diesmal: Ohne Verzug mußte er Frankreich verlassen, bevor man ihn auf die Teufelsinsel deportieren konnte. Da half es nicht, daß er der berühmteste Autor Europas war: Wie viele handgreifliche Fehden, Morddrohungen und Skandale Victor Hugo bislang auch immer unversehrt überstanden hatte, die ganz Paris in Aufruhr brachten – nun wünschte er sich nichts sehnlicher, als in einem seiner Romane verschwinden zu können. Denn in Gestalt einer von ihm erfundenen Figur wäre er jedem Hinterhalt entkommen, selbst einer Ladung Arsen in einer unschuldigen Tasse Kaffee.

Der gewaltsame Tod gehört in einer Demokratie für gewöhnlich nicht zu den Berufsrisiken eines Schriftstellers. Frankreich aber war gerade mal wieder keine. Charles-Louis, Neffe Napoléon Bonapartes, hatte sich mit einem Staatsstreich am zweiten Dezember 1851 als erblicher Kaiser der Franzosen verewigen, das Parlament handstreichs auflösen und die Opposition in Schutt und Asche legen lassen. Die härtesten Repressalien lagen in seiner Macht.

Stunden zuvor noch an jenem Dezembertag hatte Victor Hugo – nicht umsonst der Sohn eines Generals unter Bonaparte – ein revoltemüdes Volk auf die Barrikaden von Pa-

ris gedrängt. Doch mochten Arbeiter sogar auf ihren Tabak verzichten, um seine Bücher zu kaufen und sie wie Luxusmöbel daheim zur Schau stellen zu können: selbst Hugos Versprechen, die neue Regierung würde die schändliche Alkoholsteuer aus der Welt schaffen, wenn Paris zu den Waffen griffe, blieb folgenlos. Ein allzu reizvoll hohes Kopfgeld war nunmehr auf diesen Dickschädel ausgesetzt und ein Killer wie sein eigener Schatten dicht hinter ihm her. Gerüchte wußten, ein Erschießungskommando der Geheimpolizei hätte ihn längst füsiliert und in den Katakomben des Zweiten Kaiserreichs verschwinden lassen.

Er war am Ende. Mit cholerischem Widerwillen versteckte er sich auf dem Dachboden eines Freundes. Allmählich wich aus ihm diese stämmige Feierlichkeit, die sich auf alles übertrug, was ihm zu nahe kam, bis zwischen den Jubelrufen »Vive la République!« und »Vive Victor Hugo!« kein Unterschied mehr auszumachen war. Als die Geliebte Juliette, die er sich neben seiner Frau, wechselnden Dienstmädchen, einer Schauspielerin und einer Eskorte von Prostituierten wie einen erotischen Hofstaat hielt, ihm einen Ausweis des Schriftsetzers Jacques Lanvin besorgte, machte er sich auf zur Gare du Nord. Vergrummelt bestieg er einen Waggon der Zweiten Klasse und ärgerte sich darüber, daß im falschen Paß seine Nase als »besonders groß« beschrieben war.

Was sie tatsächlich auch war. Doch hätte er in der Verkleidung eines dämonischen Wasserspeiers von den Zinnen einer Kathedrale, als versoffener Mönch mit Eselsohren, selbst als sein eigener Quasimodo unbehelligt nach Brüssel gelangen können. Die beiden Grenzbeamten nämlich, neben denen Hugo im Abteil zu sitzen kam, waren literaturabstinente Dummköpfe, die weder »Notre-Dame de Paris«

gelesen hatten, den »Glöckner von Notre-Dame«, noch vertraut waren mit Hugos in aberhundert Karikaturen kenntlich gebliebenem Konterfei. Und wer so gebannt der Empörung lauschte, mit der sich die zwei Herren Inspektoren über die Aufrührer ausließen, der konnte kein Staatsfeind sein. So retteten ihn die Grenzbeamten unwissentlich vor den Polizisten, die auf der Suche nach ihm wie Jagdhunde in Menschengestalt durch die Gänge hetzten.

Ein weiteres Mal mußte der Tod sich in seinem Fall geirrt haben, und Hugo genoß es auf seine Art sichtlich, davongekommen zu sein: Ein Jahrzehnt nach seiner Flucht, 1862, ließ er sich in seiner neuen Heimat, auf der britischen Kanalinsel Guernsey, sogar an eine Wand stellen, für eine Fotografie, was damals neu und groß in Mode war. Untersetzt und erhobenen Hauptes stand er, die Arme verschränkt und das eine Bein hinters andere gekreuzt, mit gespannter Lässigkeit da, schwarz und salopp elegant gekleidet, weißhaarig, mit dem dunkelgrau durchsetzten Bart eines Louis Pasteur – von seiner Nase war bereits die Rede –, und hielt seinen listig entschlossenen Blick dem am Apparat herumnestelnden Sohn abgewandt ins Unabsehbare ... und schon schreitet *cher papa* wieder in sein Arbeitszimmer zurück, das er nach eigenen Entwürfen zu einem verglasten Wintergarten hat ausbauen lassen, mit Rundumsicht hoch überm Meer.

Von dort sandte er mit besessener Strenge Strafgedichte gegen den ruchlosen Ursurpator Charles-Louis in Millionenaufgaben nach Paris und musterte den Horizont seiner Heimat gegenüber wie das Auge eines Leuchtturms. Es schloß sich nie, und als Streifen Licht in der eisigen Nacht des Exils sah ihn nicht nur er selbst: Viele Vertriebene fanden ihr Asyl im dritten Stock seines Hauses, der benannt

war nach jenem Floß, auf dem zu Anfang des Jahrhunderts von hundertfünfzig Passagieren der Fregatte »Medusa« nur fünfzehn die Gischthölle des Atlantiks überlebt hatten. Alle Gnadenerweise des Kaisers lehnte er ab. Sie waren doch nur ein Trick, um ihm, kaum sollte er in das Gefängnis namens Frankreich zurückgekehrt sein, den Garaus zu machen.

Hugos Hauteville House auf Guernsey war Fluch und Glück, Verbannung und Zuflucht zugleich. Mit der Bitternis seines Gestrandetseins verfuhr er wie mit der Welt sonst auch: Er überwältigte sie. Vom blanken Eßbesteck über die Keramik und Farbe der Lüster bis hin zum Dekor eines jeden Zimmers, rot das eine, blau das nächste, das dritte graugrün meliert, von der mit über dreitausend Bänden bestückten Bibliothek bis hin zur orientalisches vertrackten Eichengalerie türmte Hugo sein Inselreich wie die Gotik seiner Romane hoch, voll der Ab- und Ausschweifungen aus Wandteppichen, Spiegeln und Skulpturen. Ohnehin war Leben Exil, verkündete er, vergängliches Nebenprodukt einer ganz anderen Welt, alle saßen seekrank im selben Boot und wollten nach Hause, »Exilium vita est« prangte über der Eingangstür des Speisesaals. Und sehr diesseitig ging es auch draußen nicht zu: In die traumverloren gottesfürchtige Insel griff eine verborgene Macht.

Manchen erschienen die Harpyien des Sturms und die Geister ertrunkener Seefahrer aus der Untiefe, um von ihren Schiffbrüchen zu erzählen, und jeden Winter fand man die Spuren eines spalthufigen Wesens im Schnee. Das war ganz nach Hugos Geschmack, dem die Existenz Gottes und seiner Untertanen zu leugnen stets einer Verarmung gleichgekommen war – zumal er sich selber als Schöpfer sah, kaum daß er am Schreibpult stand. Selbst Satan, verfügte er, würde am Ende der Zeit begnadigt ins Paradies zurück-

kehren dürfen. So beschwor Hugo in Séancen nach dem Abendessen die Toten wie zum Dessert: In Schwermut und Trotz zimmerte er sich Geheimtüren zum Jenseits zurecht, sammelte ein Geisterkomitee um sich, das so dachte und sprach wie Hugo. Jesus Christus und Mohammed, Shakespeare und der Marquis de Sade tauchten aus dem Dunkel des Totenreichs hoch und lieferten ihm die wohlwollendsten Rezensionen, die er jemals zu Gesicht bekam und die ihm bestätigten, daß er ihresgleichen war und nicht ganz von dieser Welt. In den Nächten weckte ihn der Ozean und rief ihm sein »An die Arbeit!« zu, und die Brandung ging auf seinen Satzrhythmus über bis in die allerletzte Kadenz. Für die Vollendung des Romans um Jean Valjean, »Les Misérables«, »Die Elenden«, hatte er sein mächtigstes Publikum gewonnen: das Meer. Und manchmal kam es ihm so vor, als wäre selbst das noch sein ureigenstes Werk, das er, ein »Arbeiter des Meeres«, jederzeit in Ketten zu legen und dann wieder auf seine Gegner loszulassen vermochte.

KAPITEL 2

WORIN MAN KURZ ERFÄHRT, WARUM ES SICH ZU LESEN LOHNT

Doch könnten wir, wenn wir uns sicher an Land gelangt glauben, nicht auf Grund gelaufen sein? In weniger pathetischen Stunden fürchtete Hugo, daß ihm Guernsey zum Grab werden würde. Er dachte an Shakespeares Prospero, der, vom Bruder des Herzogtums beraubt und in den Ozean verstoßen, auf seiner einsamen Insel nur dank seiner Lieblingsbücher nicht den Verstand verliert. Auch Hugo hätte die zwei Jahrzehnte auf Guernsey ohne seine Bibliothek kaum heil überdauert. Das Meer und die Literatur waren ein und dasselbe für ihn: Wie ihm der Leuchtturm seines Arbeitszimmers eine Kranichschau über den Ozean gewährte, umschließt uns Literatur seit jeher sicher mit einem Horizont aus Bedeutung. So ist auch die Frage, welche Bücher Sie auf eine einsame Insel mitnehmen würden, kein beliebiges Gesellschaftsspiel. Hinter ihr steht die älteste aller Fragen: was das alles hier eigentlich soll.

Uns muß nicht die Nähe des Todes drohen, damit wir zu ahnen beginnen, was uns im Leben teuer ist: Schläfrig ins Badezimmer zu schlurfen genügt vollauf. Fast jeder kennt das Gefühl, das uns bei alltäglichen Verrichtungen ergreift – etwa bei der morgendlichen Dusche, von der

man meint, man hätte sie doch gerade erst hinter sich: Der gestrige Tag ist im Handumdrehen vergangen, und von Dusche zu Dusche war oft mal wieder nichts Erinnerungswertes dabei. Wir wissen, wir haben keine Zeit zu verlieren, und fühlen zugleich, etwas zu versäumen. Auch die Genies des glücklich gelebten Moments sehen sich in der Falle der Zeit gefangen: Kaum ist ein Augenblick dahin, läßt seine Fülle sich nicht mehr zurückrufen. Noch dem genußfreudigsten Lebenskünstler ist die Welt nie genug: Er sucht den Flug darüber hinweg. Uns alle eint das Bedürfnis nach Phantasie, Lachen, Euphorie, gefährvollem Abenteuer, nach einer Liebe, die keine Halbheiten kennt, nach Trost und Gelassenheit angesichts der Komplikationen des Daseins, Schönheit, dem kindlichen Vertrauen, daß wir Menschen uns gleichen, nach Geborgenheit und geistiger Heimat – ein Bedürfnis, das seine dringlichste Erfüllung in der Literatur findet. Sie verleiht der Wirklichkeit einen Wert, als sähe man sie zum ersten Mal. Sie sprengt selbst die Grenzen des Irdischen auf: Noch Gott samt Himmelspersonal und allen Gespenstern könnte unsere hauseigene Schöpfung sein.

Da wird es plötzlich gleichgültig, ob ein Werk die Bestsellerlisten hinauf- und hinunterklettert oder Nobelpreishöhenluft atmet; gleichgültig wird, ob ein Werk sich plotstark ausnimmt und voll kriminalistischer Spannung, verwegen, verwildert und ungeheuerlich wie »Die Elenden« Victor Hugos oder ob es handlungsarm aus Lichttropfen unserer Existenz gemacht ist wie Marcel Prousts »Suche nach der verlorenen Zeit«, das in nur wenigen Sätzen mit den kostbar versteckten Details einer Damenjacke ihren Anfang nehmen und bei den verborgenen Skulpturen einer gotischen Kathedrale enden kann, die ein Künst-

ler aufsucht, um von dort eine ganze Stadt zu überblicken; gleichgültig, ob ein Werk uns das Fresko einer ganzen Epoche schenkt oder lediglich einen Tag in Dublin 1904; und gleichgültig wird auch, ob es uns in traumhaft andere Welten fortträgt wie »Der Herr der Ringe« J. R. R. Tolkiens oder sich derart realitätsnah gibt, daß wir unser Leben mit demjenigen der Gestalten zu vergleichen beginnen wie bei Leo Tolstois »Anna Karenina«: Was am Ende zählt, ist nur, daß wir uns reicher und nicht zufallsbedingt, banal und sterblich fühlen. So kalt und düster Hauteville House auch zuweilen gewesen sein mag: in der Bibliothek brennt noch immer Licht.

Was hält uns jetzt noch ab davon, sie zu betreten? Vermutlich läßt uns »Das Was Wir Gelesen Haben Sollten« zögern, der Kanon also, dieser ermüdend vorhersehbare Ahnentafelkult immergleicher Namen, und der Irrglaube, wahrhafte Literatur hätte schwer zugänglich zu sein – uns aber steht alles offen, blicken wir nur mit dem unbekümmerten Übermut eines Menschen darauf, der innehalten, ausbrechen, das Weite suchen, verschwinden, der staunen, sich in die Einzigartigkeit anderer Geschöpfe hineinempfinden, sich unterhalten und der erhoben sein will wie ein Albatros vom Sturm des Ozeans. »Exilium vita est« – und große Literatur bildet unser Asyl und ist immer identisch mit dem, worauf es im Leben zu guter Letzt ankommt. Darum hat Hugo sich in den »Elenden« einen idealen Leser ersonnen, der in der Literatur stets seine Glückseligkeit zu entdecken weiß – den steinalten Büchergläubigen Monsieur Mabeuf, der, in Geldnot geraten, aus seiner Bibliothek ein Werk nach dem andern veräußern muß; und Hugo fragt uns hinter vorgehaltener Hand, welche Bücher wir zuletzt verkaufen würden?

Welche Werke haben uns stets herzlich willkommen geheißen? Welche bestehen die Probe noch der dritten Lektüre so berauschend virtuos wie beim ersten Mal? An welchen hängen wir mit fast mythischer Treue? Welche waren zu schön, um bis zum Ende unseres Lebens wahr zu sein? Welche Titel, die uns nur dem Namen nach geläufig sind, haben schon immer unsere Neugierde erweckt? Aus welchen Büchern würden wir uns, wären wir erblindet, allabendlich vortragen lassen? In welchen Romanen und Erzählungen könnte sich die Menschheit wiedererkennen, welche würde sie auf eine Arche retten wollen, um sich daraus ihre Zivilisation neu zu errichten? Wenn man in der Zeit zurückreisen könnte: in welchem Roman welchen Jahrhunderts würde man leben, welche Gestalt lieben, retten, an welcher sich rächen wollen? Welche Bücher nähme einer, der durch alle Bibliotheken der Welt geschwommen ist, zu seiner Geliebten mit, zu einer Ozeanologin vielleicht, die – unheilbar erkrankt – die Forschungsinsel Île de la Prise de Possession zwischen Afrika und Australien nicht mehr verlassen will? Aus welchen Büchern würden die beiden einander vorlesen wollen, Abend um Abend, bis sie eines frühen Morgens auf der Felsenküste im Westen der Insel in erfrorener Umarmung gefunden werden?

Oder stellen wir uns den Bibliothekar Gottes vor, einen längst verstorbenen Universalgelehrten, der durch das Bücherlabyrinth der Erde irrt, vom Allmächtigen hierher entsandt, um die größten Werke der Weltliteratur für das Paradies zusammenzutragen: Rasch würde er sich mit solchen Büchernarren wie Hugos Monsieur Mabeuf, dem Blinden, der Ozeanologin und selbst mit den belesensten Experten des Planeten auf die ersten sieben Glanzstücke einigen können. Und zweifellos würde er dann, auch weil er stolz

wäre auf die literarische Schöpferleistung seiner Artgenossen, mit dem Anfang der Anfänge beginnen, mit der Erschaffung der Welt durch die Literatur: Er würde als erstes jene Autoren wählen, die in ihren Büchern eine eigene Welt für sich errichtet haben.

DIE NEUSCHÖPFUNG
DES UNIVERSUMS



- Kapitel 3, 4:* Herman Melville: »Moby-Dick oder Der Wal«. Dt. Übers. v. Matthias Jendis, mit einem Nachwort u. Kommentar v. Daniel Göske (München: Carl Hanser Verlag 2001)
- Kapitel 5:* Marcel Proust, »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit«. Übers. v. Eva Rechel-Mertens. © 1988–2007 Suhrkamp, Frankfurt a. M. Alle Rechte bei und vorbehalten durch Suhrkamp Verlag Berlin
- Kapitel 6:* Gabriel García Márquez, »Hundert Jahre Einsamkeit«. Aus d. kolumb. Spanisch v. Curt Meyer-Clason. © 1970, 1979, 1982, 1988, 1997, 2006, 2011, Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co KG, Köln
- Kapitel 7:* Thomas Mann, »Joseph und seine Brüder«, Gesammelte Werke, Bd. IV u V. (Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag 1990)
- Kapitel 8:* Jorge Luis Borges, »Obras Completas«, vol. 1 (Buenos Aires: Emecé Editores 1996); J. L. Borches, »Gesammelte Werke in 12 Bänden«. Dt. Übers. v. Gisbert Haefs, Maria Bamberg, Ulla de Herrera u. Edith Aron. Copyright © 1995 by María Kodama; 2009 Carl Hanser Verlag, München
- Kapitel 9:* J. R. R. Tolkien, »Der Herr der Ringe«. Aus d. Engl. v. Margaret Carroux, neu durchges. u. in neuer Rechtschreibung. Gedichtübertragungen von E.-M. von Freymann. Ergänzendes Kapitel zur Aussprache übers. v. Helmut W. Pesch. © Fourth Age Limited 1954, 1955, 1966. Klett-Cotta, Stuttgart 2009
- Kapitel 10, 14:* Vladimir Nabokov, »Fahles Feuer«. Dt. Übers. v. Uwe Friesel. Copyright © 1968 Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg. – Vladimir Nabokov, Gesammelte Werke, Bd. 8: »Lolita«. Dt. Übers. v. Helen Hessel u. a., bearb. v. Dieter E. Zimmer. Copyright © 1959, 1989 Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
- Kapitel 11:* Homer, »Odyssee«. Aus d. Griechischen übers. v. Kurt Steinmann. Copyright © der Übersetzung 2007 by Manesse Verlag, Zürich, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

KAPITEL 3

BIS ICH DICH GETÖTET HABE

Herman Melville

Als Victor Hugo 1851 ins Exil geflohen war, fand sich sein nordamerikanischer Kollege Herman Melville schuldhaft in eine Schiffskatastrophe verstrickt.

Auf seiner Farm in den Wäldern von Massachusetts hatte Melville sich am rücksichtslosesten Roman seines Jahrhunderts fast blind geschrieben. Er hackte Holz, wenn er nicht gerade am Schreibtisch saß, wo er, bislang vor allem ein Bestsellerautor erotikfröhlicher Südseeromanzen, alle Konventionen seines Metiers wie mit einer Axt zerschlagen und dabei ein biblisches Ungeheuer aus den schlummernden Tiefen der Meere heraufbeschworen hatte. Und das Monster schwamm sich aus der Literatur in die fünf Ozeane frei, wurde real und verbiß sich plötzlich in alles, was entfernt nach einem Schiff aussah: Es war Melville unheimlich, zum Staunen und erfüllte ihn mit Stolz. Er hatte seinen ureigenen Leviathan geschaffen, den weißen Wal Moby Dick, das einzige Tier, das auch im Bericht von der Sechstagesarbeit Gottes zu Beginn des Alten Testaments namentlich Erwähnung findet.

Man wird sich Melvilles Gott als Schriftsteller vorstellen müssen. Wenn das Universum, dachte er, das Werk Gottes ist und die Bibel eine Chronik seiner Taten, dann ist eine

seiner Höchstleistungen die Sprache, mit der Adam die Tiere benennt und das Universum darüber belehrt, daß es überhaupt existiert; jedes auf der Erde gesprochene Wort wäre demnach dasjenige Gottes und er selber der bei weitem originellste aller Autoren. Und so wollte Melville mit dem »Moby-Dick« die Bibel, die er wie Shakespeare auswendig hersagen konnte, um ein Evangelium der Weite ergänzen: um die romangewordene Suche nach Sinn schlechthin, die sich ungestüm zu einem galgenhumorigen Essay auswuchs, zu einer ironisch wissenschaftlichen Abhandlung über den Walfang, zu einem Kochbuch, Drama und Gedicht.

Ein solches Wunder wie dieses Buch liest man nicht: man liefert sich ihm aus, bis man nachts unter seinem Kissen Herden von Walen ihrer Wege ziehen hört. Es hätte Melville geschmeichelt, wäre ihm zu Ohren gekommen, daß viele Jahrzehnte später zum Kirchgang genötigte Generationen in den für ihr Meßbuch gedachten Lederhüllen seinen »Moby-Dick« verbargen. Im Winter 1851 aber sah er beklommen voraus, daß sein bis zur letzten Seite unberechenbares Werk bei der zeitgenössischen Kritik wenig Anerkennung zu erwarten hatte. Wie die Bibel selbst.

Denn gleich dem Koran Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts hatte auch die Bibel schon in demjenigen Melvilles nicht bei allen den besten Ruf: Von den sterbensöden Königschroniken, der süßlichen Liebeslyrik Salomos und den verkatert psalmierenden Propheten über die ermüdend vier Versionen derselben Geschichte um Jesus Christus und die despotischen Paulusepisteln bis zur drogenverrauschten Apokalypse am Schluß stiftete sie das Unheil der Verblendung, Intoleranz und des Krieges – »Anerkennung!« rief Melville in einem seiner Briefe höhnisch aus: »Anerkennung! Findet Gott denn Anerkennung?«

Sich mit Gott zu vergleichen, wie Melville es wagte, käme heute kaum einem Schriftsteller in den Sinn – obwohl es immer die Erzähler waren, die an die Seite, ja an die Stelle Gottes traten, so sie ihn nicht ohnehin erfanden: Sand ist nur Sand, bis jemand eine Sandburg daraus formt. Für ihre Geschichten plünderten sie die Welt wie Söldner eine eingenommene Stadt; machten sich gar an eine Grundinventur des Universums und arbeiteten es um, bis ein anderes entstanden war, das die Leser mühelos dazu bringen konnte, ihre Welt mit den Augen dieser Neuschöpfer zu betrachten. Manche nennen das Innovation.

Seit Adam versichern wir uns unseres Daseins, indem wir uns selbst benennen und benennen lassen. Und nach dem ersten Satz des Erzählers, »Call me Ishmael«, »Nenn mich Ismael«, einem höflichen Händedruck, hypnotisiert uns Melville mit unserer Sehnsucht nach dem Ozean in den Roman hinein: Kaum haben wir ihn in Angriff genommen, fühlt es sich an, als steckten wir unabänderlich in ihm fest. Ismael kennt uns genau, und wir fühlen uns in seiner gutgelaunten Gegenwart geborgen wie in wenigen Romanen sonst. Über Monate, sagt er uns auf den Kopf zu, seid Ihr an Ladentische gefesselt, Werkbänke genagelt, an Pulte geklemmt und sucht sonntags dann die Küsten auf, um den engen Alltag der Erde aufs Meer hinaus erstreckt zu sehen und in »ozeanische Träumereien« zu verfallen. Und Ihr ahnt doch im stillen, daß die See über Euch auch gleichgültig ihr »großes Leichentuch« breiten kann. Es ist die ewige »List der Ozeane«, ihren »Kannibalismus« unter ihrem azurnen Blau zu verbergen, »wo ein Geschöpf das andre frißt und Krieg herrscht bis in Ewigkeit, seit Anbeginn der Welt«.

So fängt das Universum im »Moby-Dick« noch einmal von vorne an, um drei tödliche Gegner gruppiert: das men-

schenmordende Meer und seine Wale, den achtundfünfzigjährigen Kapitän Ahab, dem der phantomhafte Moby Dick ein Bein zermalmte, und Gott, für den laut Melville nicht der Mensch, sondern der Wal die Krone der Schöpfung ist. Des Festlandes und seiner Plackereien als Lehrer überdrüssig, gerät Ismael mit seinem polynesischen Blutsbruder, dem Harpunier Queequeg, in die aus allen Weltteilen herbeigeströmte Mannschaft des Walfängers »Pequod«, die Ahab auf die satanisch wilde Jagd nach dem Untier ein schwört: Eine Unze spanischen Goldes gebührt dem, der den weißen Wal als erster erspäht.

Vordergründig will Ahab sich für seine »Entmastung« an Moby Dick rächen; in Wahrheit aber quält ihn der Verdacht, das ganze Universum sei »ein einziger großer Jux« auf unsere Kosten mit einem so unsichtbaren wie unerforschlichen »Witzbold« dahinter. Könnte das Weiß des Wals – seine weißfarbige Farblosigkeit – nicht das herzlose Nichts hinter dem papageienbunten Schleier der Welt verkörpern? Oder einen Gott mit Augen, weißblind für die Not des Menschen? Sei es dieser Gott oder sein Werkzeug oder das Nichts ... und einerlei, ob sie tatsächlich oder bloße Täuschungen sind: Ahab kann nicht ruhen, bis er den Wal getötet hat, um all dem hexischen Zauber ein Ende zu bereiten, der in der schrillen Stille und dem Juwelenfeuer des sonnenerfüllten Meeres lauert, und das Grauen in seinem Innern aus der Welt zu schaffen. Bei Melville haben wir nur die Wahl, zwar fröhlich, aber unbedacht und dumpf vor uns hin zu leben wie der Zimmermann der »Pequod« ... oder lebenslänglich dem Zwang zu folgen, die Welt zu enträtseln – schlimmstenfalls bis in die geistige Umnachtung.

Als sich Moby Dick endlich zeigt, scheint er nur gleichmütig auf seinen Ahab gewartet zu haben, »zog seine Bahn

durch die heitere Stille der tropischen See, zwischen Wellen, welche nicht mehr klatschend applaudierten, sondern verzückt verstummt, den vollen Schrecken seines mächtigen Rumpfs noch unter Wasser verborgen, das Entsetzliche seines gräßlich verformten Kiefers den Blicken entzogen. Kurz darauf aber hob sich sein Kopf gemächlich aus dem Wasser, und für einen Wimpernschlag krümmte der Wal seinen ganzen Marmorleib in einem hohen Bogen, Virginias Felsenbrücke gleich, über die See: Der mächtige Gott offenbarte sich, schwenkte zur Warnung das Banner seiner Fluken, tauchte weg und war verschwunden.« Wer so schreiben kann, als zöge der das Meer schulternde Wal ihn in seinem schäumenden Kielwasser hinter sich her, scheint von der Sterblichkeit freigesprochen zu sein; und es verwundert wenig, daß Legionen von Schriftstellern nach Melville darüber verstimmt waren, Melvilles Roman nicht selbst geschrieben zu haben.

Der Mensch revoltiert gegen die gottgewirkte Urgewalt: »Was hier geschieht«, flüstert Ahab seinem Ersten Steuermann Starbuck zu, »ist unabänderlich bestimmt. Wir beide haben dieses Stück hier seit Tausenden Millionen Jahren schon geprobt, bevor die Wellen dieses Weltmeers wogten.« So verunsichert »Moby-Dick« Atheisten wie Gläubige zugleich. Atheisten werden sich mit dem großen weißen Nichts hinter allem abfinden müssen und damit, am Ende ihres Lebens auf Nimmerwiedersehen auch darin zu verschwinden, Gläubige indes mit einer Bibel, die ein ähnliches Porträt Gottes wie Melville zeichnet. Denn was für ein Ausbund an Schrecknissen und Wundern schwebt durch die zigarettenpapierdünnen Seiten des Alten Testaments – ein Monarch, den es reut, uns gemacht zu haben, ein Killer, kalt wie ein Eisberg, wenn es um die sint-

flutreif lasterhafte Menschheit geht, ein Jurist, der Gebote erläßt, deren erstes ihm selber gilt, »Habt keine anderen Götter neben mir«, und in Hiobs Fall ein mit Satan verspielt paktierender Schurke, launisch und arrogant: »Mit wem wollt ihr mich vergleichen?« Der Name zumindest eines Schriftstellers, Melvilles, fiel uns jetzt immerhin ein. Kaltfröstelnd wähnt Ahab, es sei Gott, der ihn dem Wal entgegentreibt; am Schluß aber war es lediglich der Allmachts-erzähler Melville, der Gott verdrängt und uns im Mastkorb seines Romans einen Platz an seiner Seite gewährt hat, und Melvilles Sintflut überleben nur Ismael und Moby Dick.

Mit dieser seiner »schwarzen Kunst« mußte ihrer beider Schöpfer wohl etwas zu weit gegangen sein. Denn seine Schrift erfüllte sich. Melville arbeitete gerade mit Spaltkeil und Axt an seiner Farm, da störte ihn die Nachricht hoch, der Walfänger »Ann Alexander« aus New Bedford sei im Pazifik von einem geradezu handverlesen durchtriebenen Pottwal gerammt und versenkt worden. »Ohne Zweifel«, befand Melville, »das war Moby Dick.«

KAPITEL 4

VON DER KÜHNHEIT

Ein vergeltungsbesessener, schwermütig grimmer Kapitän hetzt einen legendären Wal, um dem etwaigen Gott oder dem Nichts dahinter den Garaus zu machen, tauft die Stahlspitze seiner Harpune in heidnischem Blut; doch Ahab wird vom Seil seiner Harpune in die Tiefe gerissen, die »Pequod« bricht ein, und Moby Dick bläst weiter, wo er will, der Ozean freut sich, und am Himmel erwachen die Sterne.

Eine Frau und ihre zwei Kinder sehen sich in ihrer Villa auf der Insel Guernsey von Gespenstern verfolgt, müssen aber entdecken, daß sie ihrerseits längst tot und die angeblichen Gespenster lediglich die Mieter ihrer Villa sind.

Ein König will den Mord an seinem Vater aufklären und entdeckt, daß er selbst der Mörder ist.

Die Eltern eines Siebenjährigen werden von einem Rhinoceros gefressen, und er flüchtet vor seinen prügel-freudigen Tanten auf einem haushohen Pfirsich über den Atlantik nach New York.

Ein junger Gymnasiallehrer schmuggelt eine seiner Schülerinnen, ebenso heillos verliebt in ihn wie er in sie, durchs Abitur, nur um sie heiraten zu können; sie aber zerrt ihn danach wegen sexueller Belästigung vor Gericht.

Ein reicher Mann hinterläßt sein Haus einem verarmten Ehepaar; es findet darin einen mürrischen Diener vor, den es laut Testament nicht an die Luft setzen darf. Der Diener quält sie – und bekennt zuletzt, daß er es war, der ihnen das Haus vermachte.

Mehrere Männer sind schon vor ihm exekutiert worden, weil man sie mit ihm verwechselt hat, und nun durchwacht der Richtige in seiner Todeszelle die Nacht; er muß das Erschießungskommando jedoch frühmorgens darauf drängen, sich endlich an die Arbeit zu machen: so endlos erschöpft und ihres Geschäfts überdrüssig sind die Vollstrecker ob der vielen Irrtümer inzwischen geworden.

Was uns an diesen und anderen beliebig herbeierzählbaren Geschichten buchstäblich mitnehmen mag, ist die »action«, der Plot, die Fabel, Handlung, Dramatik, oft zu einer Intrige ausgesponnen, daß es wie im Kessel der Hexen Shakespeares nur so blubbert, siedet und zischt. Man will wissen, wie es weitergeht und endet. Doch wenn der Plot nur unterhaltsamer Selbstzweck wäre, könnte der Autor, anstatt seine Geschichte auf oft Hunderten von Seiten auszubreiten, sie auch in nur wenigen Zeilen nüchtern summieren, und die beste bestünde dann aus bloß einem Satz: »Als ich erwachte, war der Dinosaurier immer noch da.« Im Kern nämlich enthält diese Märchensentenz einen ganzen Roman.

Der Plot eines Werks sagt nichts über seine Qualität – in welcher Art und Weise genau ein Autor uns mitnimmt: darauf also, auf den Stil, kommt es an. Der Stil belebt und bringt die Handlung erst in Takt. Er läßt den Leser im Rhythmus seines Autors atmen. Im Stil verrät sich die zuweilen ans Unheimliche grenzende Einmaligkeit, mit der dieser Schöpfer die Welt bis in die am wenigsten bekannten

Winkel durchstößt und sich dabei zu eigen und neu gemacht hat. Plötzlich verändert sie sich: Im schweren Winter Europas hört man nachts im Halbtraum einen Vogel, der sich im verglasten Kamin an den Rußwänden flügelarm schlägt, jenen Sperling, mit dem man vor einem Jahr im Sommer von Mauritius Ananasstücke zum Frühstück teilte, als der Tag vor Hitze schon uralte geworden war; das hilflose Geschöpf muß sofort befreit werden, man eilt zum Kamin; doch war es nur der Sturm, der darin Papiere flatternd zum Leben erweckte, auf denen ein Letzter Wille geschrieben stand, in dem man sein ganzes Vermögen einem Freund vermachte, der vor Tagen an Herzversagen gestorben ist.

In nur wenigen Sekunden öffnet sich das Universum und schließt sich wieder. Sprachbilder können gewaltige Bögen um die Erde schlagen, Radien ziehen zu den entferntesten Orten im Weltall und über die Kontinente, Jahreszeiten und Jahrhunderte hinweg. Wie durch Zauberschlag bringen sie plötzlich Abgelegenstes an nur einem Punkt im Universum zusammen – und dieser Punkt kann etwa der seine Metaphern und Vergleiche webende Herman Melville an seinem Schreibtisch in Massachusetts sein: In der Walfängerkirche von New Bedford spricht Pastor Mapple ein Gebet »von so tiefer Inbrunst, als kniete und betete er auf dem Meeresgrund«; an einem kalten Weihnachtstag hängen »krumme Eiszapfen wie die elfenbeinernen Stoßzähne eines gewaltigen Elefanten« vom Bug der »Pequod« herab; Ahab, ein Fremder in der christlichen Welt, lebt in ihr »wie der letzte Grizzly im dichtbesiedelten Missouri«, der in seiner Furcht vorm Überwintern »an den Tatzen seiner Schwermut nagt«; wenn ein Weißer zu einem der Harpuniere Ahabs, riesengroß und rabenschwarz, aufblickt, fühlt er sich »gleich einem weißen Fähnchen, das gekommen ist, eine

Festung um Waffenstillstand zu bitten«; Ismael macht eines Tages sein Testament und schaut danach ruhig und zufrieden drein »wie ein Gespenst mit reinem Gewissen, das gelassen hinter den Gittern einer gemütlichen Familiengruft hockt«; mitten unter einer endlosen Prozession von Walen sieht er in seinem Innern Moby Dick als grandioses Phantom »gleich einem Schneeberg in den Lüften«.

So weit nach oben kann ein Schriftsteller uns tragen, und wirklich gut sieht man die Erde bekanntlich allein vom Himmel aus. Kein Schriftsteller schreibt bloß für sich, es sei denn seine Einkaufsliste; und im Idealfall gelingt es ihm, den Leser in sprachschöpferischen Generaloffensiven zu bezwingen und dabei die Mauer niederzureißen, die ihn vom Leser trennt. Er greift auf uns zu, in uns hinein und mit uns irgendwohin hinaus. Für gewöhnlich liest man ein Werk, wie man lebt: nur einmal und aufs Ende zu. Bei Melville indes wohnt man der Erschaffung der Welt immer wieder von neuem bei – selten zwingt der Stil eines Romaniers so suggestiv zu jener Dringlichkeit, mit der ein Werk vor einem steht und sagt: »So bin ich, und es geht nicht anders«. Mit Freuden kapituliert der Leser da von vornherein. Denn so vieldeutig komplex und allgemeingültig sich ein Buch auch ausnehmen kann, weil alle Möglichkeiten, was es heißt, ein Mensch zu sein, darin enthalten sein mögen, so erfaßt den einzelnen Leser in seiner Einsamkeit vorm Kamin oder in der Untergrundbahn doch das Gefühl, »Achtung!«, hier werde Epoche gemacht, »das ist für mich und nur für mich bestimmt«. Alles, was man von einem Meisterwerk fordert – Welthaltigkeit, das bislang vollends Unbemerkte fern aller Klischees, das Unerhörte auch und das ganz gewisse Etwas ... all das ist in der Kühnheit des Stils zur Geltung gebracht.

Und so gibt es auch Romane, die vor allem über ihre Sprachbilder von elementarer Bannkraft genossen werden wollen. Sie fühlen sich verantwortlich für die Schönheit der Wirklichkeit um uns her und werfen Licht statt Schatten auf uns: Vom Tod handeln sie nur, damit uns das Leben um so kostbarer wird. Sie stehen im Zeichen des Glücks, weil unser Leid darin dasjenige aller wird und mithin an Schwere verliert. Eben glaubte man noch, solche Werke könnten gar nicht existieren – und doch sind sie da.

DIE KATHEDRALE
DER WELT*Marcel Proust*

Ein einziges Mal hatte Marcel Proust nicht übertrieben: **E** als er tatsächlich tot war. »Alle meine Nächte weinend verbracht«; »trotz starken Fiebers gearbeitet«; »bin erschlagen von Erschöpfung, der gefährlichen, der lebensgefährlichen Erschöpfung«: Für solch hochtönende Empfinderei hatten Prousts Freunde das Verb »proustifier« ersonnen. Seinen unmittelbaren Tod kündigte er zu ihrem leicht verärgerten Amusement seit mehr als einem Jahrzehnt in genau bemessenen Abständen an, und sie meinten, ihr ewiges Sorgenkind Marcel »proustifiziere« seine Wehwehchen nur, um arbeitsstörende Besucher abzuwimmeln.

Ganz falsch war das auch nicht. Im Spätherbst 1922 aber zog eine fassungslose Prozession von Trauernden an dem einundfünfzigjährigen Proust vorüber, der – dünn, bleich und mit Beinen wie Streichhölzern – einen Veilchenstrauß in den gefalteten Händen hielt. Auf dem Kaminsims stapelten sich die Manuskriptbände seines Romans »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit«, ein Mediziner diagnostizierte posthum fünfunddreißig Krankheiten, die Proust verzehrt hatten, mit einer Lungenentzündung allen voran, und die Blumen, die ihn nun umgaben, lösten kein Asthma mehr bei ihm aus.

Schon den ersten Erstickungsanfall hatte er neunjährig kaum überlebt. Sein Schlaf-, das zugleich sein Arbeitszimmer und mit Kork austapeziert war, damit weder der Sirenenfang von den Pariser Straßen noch banale Neuigkeiten darin Einlaß finden konnten, vernebelte täglich ein Räuchermittel, das mit Stechapfel versetzt war – jener Droge, die bereits in den Bordellen des Hochmittelalters Besuchern zu zahlungskräftigerer Enthemmung verholfen hatte.

Proust jedoch inhalierte in seiner Hilflosigkeit das Fünf- undzwanzigfache der vorgeschriebenen Dosis. Die Erleichterung, die ihm seine Sucht verschaffte, wurde von Halluzinationen verdüstert: In der schaurigen Stille schlafloser Nächte vernahm er die Stimme seiner toten Mutter und sah »la mort«, den Tod höchstselbst, vor sich – auch dies nur ein Stechapfelphantom –, als alte, schwarzgekleidete Frau, häßlich und fett. Er erklimm, von Veronal und Opium gestützt, immer schwindelerregendere Stufen der Angst. Über Tage versetzten ihn Herzattacken in das Zwischenreich von Leben und Tod.

Doch gehörte es zu Prousts Stärken, an die Literatur wie an Gott zu glauben, und zu den Stärken Gottes, Proust Gehör zu schenken. Denn Abhilfe schuf nur die Vollendung seines Romans »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit«, dogmatisch durchkonstruiert, von despotischer Detailversessenheit und Originalität und gewissenhaft wie von gotischen Baumeistern hochgemauert zu einer Kathedrale, in die Proust sich hinüberretten wollte wie in eine Heimat vor seiner Geburt. In die Heimat des Himmels.

Einmal war er, mitten in der Nacht, einen Pelz über sein Nachthemd geschultert, zwei Stunden lang vor der Kathedrale Notre-Dame de Paris gestanden, zeitenthoben in die

Betrachtung der Portalskulpturen versunken. Damals sollte der erste Band seines Werks noch »Vorhalle« heißen und das Ganze »Die Arrhythmien des Herzens«. Womit er den sprunghaft unzuverlässigen Charakter unseres Bewußtseins meinte. Das konnte der plötzliche Schmerz sein, der den Erzähler Marcel befällt, als er sich an seine tote Großmutter erinnert, und die Freude, sie damit zugleich wiedergewonnen zu haben. Es war aber auch jener Moment, da er ein Stück in Tee getauchtes Madeleine-Gebäck kostet und aus dem Geschmack die Erinnerung an seine Kindheit und den Geburtsort Combray emporsteigt: »Alle Blumen unseres Gartens und die aus dem Park von Swann und die Seerosen auf der Vivonne und all die Leute aus dem Dorf und ihre kleinen Häuser und die Kirche und ganz Combray und seine Umgebung, all das, was nun Form und Festigkeit annahm, Stadt und Gärten, stieg auf aus meiner Tasse Tee.« Doch woran man sich erinnert, ist nicht, wie das Erinnerte wirklich war; und so muß man es neu erschaffen, sieben Bände lang.

Monate vor Prousts Tod schrieb ihm eine junge Amerikanerin aus Rom, sie lese seit drei Jahren an seinem Roman, verstünde aber kein Wort davon: »Bitte teilen Sie mir doch in zwei Zeilen mit, was Sie damit sagen wollen.« Was hätte Proust in einem Telegramm erwidern sollen? »Kann Nicht Antworten Stop Vorwand Folgt«?

Besser brieflich, etwa so: »Gnädige Frau, ich hatte Ihnen nicht geantwortet, weil ich seit vielen Tagen aufzustehen außerstande war; der Novembernebel verewigt meinen mißlichen Zustand aufs schlimmste. Es ist schon halb zehn, und ich wäre nicht vor Mitternacht fertig, Ihnen jene Worte zu schreiben, derer Sie so liebenswürdig bedürfen. Doch bin ich mir darin gewiß, wie wenig Ihrer Aufmerksamkeit ent-

gangen sein wird, daß mein Roman voller Liebesgeschichten ist. Er erzählt den Lebenslauf eines arbeitsunwilligen jungen Mannes, der mir in manchen Zügen ähnelt und der bis zu seinem dreißigsten Jahr Gefahr läuft, sein Leben in der mondänen Welt von Paris zu verschwenden. So wie sich meine heimliche Hauptgestalt Charles Swann in eine liederliche Frau namens Odette verliebt, so dieser Marcel in die lesbische Albertine, worüber er vor Eifersucht fast den Verstand verliert, ihr darum wie einem Huhn gerne den Hals umdrehen würde, um sie am Abend zu verspeisen und sie so der Lust zu berauben, die sie mit anderen Frauen erlebt. Ansonsten promeniert eine wunderliche Horde von Dienstboten, Aristokraten, adelsversessenen Großbürgern und Antisemiten an Ihnen vorbei, in einem Bühnenbild, das kurz davor steht, vom Großen Krieg in Stücke zerrissen zu werden. Eifrig sind sie alle damit beschäftigt, ihre Masken zu ihrem eigentlichen Gesicht zu machen, bis sie am Schluß die Masken des Alters tragen und Marcel beschließt, jenes Werk zu verfassen, das Sie in Händen halten und das Ihnen zu meinem größten seelischen Unbehagen solche Schwierigkeiten bereitet hat.«

Prousts Roman zusammenfassen zu wollen hieße also, ein Sommergewitter nachzuerzählen. Denn was man nur einmal in tausend Jahren Literaturgeschichte versuchen sollte, wird bei ihm zum Gesetz: Es gilt, die Zeit anzuhalten wie den Herzschlag bei einer Arrhythmie, den Plotverlauf und seinen Rundtanz der Geschlechter durch Myriaden von Kleinromanen und Szenen hinauszuzögern und wieder einsetzen zu lassen. Die höchste Steigerung erfährt dieses »Kammerflimmern des Stils« in Prousts gewagten Metaphern und Vergleichen mit ihren Schwärmen unerfindlicher Einzelheiten, die uns eine weitere Welt als die geläu-

fige, ein ungeahntes Universum offenbaren wollen – eine Fata Morgana hängender Gärten, bald träumerisch, bald heiter, makaber und biblisch grandios.